

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 22.

Posen, den 31. Mai.

1896.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Gostyn und Sandberg in Wort und Bild.

Von W. Reetz.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

Im 13. Jahrhundert — bis dahin reichen unsere Nachrichten über Gostyn nur zurück — war Gostyn Erbe eines gewissen Nikolaus. 1278 gestattete der großpolnische Fürst Przemyslaw II. die Einführung des deutschen Rechts in „Gostina“ und Breze, auch ertheilte er die Erlaubnis zur Gründung einer Stadt mit gleichen Befugnissen wie die anderen Städte Großpolens in seinem Gebiet sie hatten. Nikolaus erbaute sich ein Schloß von Holz. 1301 gründete Nikolaus Przedpekiwicz, der Nachfolger des vorigen, ein Krankenhaus, welches er reichlich ausstattete und dem er das Dorf Altgostyn zuwies.

Zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts gehörte Gostyn den Herzögen von Schlesien. Die Stadt hatte eine gelehrte Schule, deren Vorsteher Johannes zugleich Notar der Stadt war. Das Stadtregiment setzte sich zusammen aus dem Bürgermeister (magister civium), den Rathsherren (consules) und dem Vogt.

1322 wurde die Stadt von dem Grundherrn mit mancherlei Vorrechten ausgestattet: die Gostynener erhielten den Salzverkauf, einen bestimmten Zins von der Untermühle, fünf „Bänke“ der Bäcker und einige „Bänke“ der Schuhmacher, deren Zins zu zwei Dritteln an die Stadt und zu einem Drittel an den Vogt fallen sollte. Außerdem wurden der Stadt Gärten, Waldung, Wiesen, das Dorf Brzezie (Breze) und zehn andere Dörfer, in denen schon deutsches Recht galt, zugewiesen. Schwere Vergehen, die in diesen Dörfern vorkamen, sollten in Gostyn geurtheilt werden; eine Meile um die Stadt durfte sich keine Schenke (taberna) finden (Weilenrecht).

Zu Ausgang des 14. Jahrhunderts gab es einen Burggrafen von Gostyn. Der Stadtrath bestand aus dem Bürgermeister und vier Rathsherren. Im 15. Jahrhundert ist Gostyn entschieden eine größere Stadt gewesen; es mußte 15 Mann gegen Feinde stellen. Auch die kirchlichen Verhältnisse in damaliger Zeit sprechen für die Größe der Stadt. Gostyn hatte die noch heute stehende Pfarrkirche, von Bartholomäus „Wyszemberg de Gostyn“ im Jahre 1419 fundirt, hinter der Stadt befand sich die Kirche von St. Rosalie, außerdem gab es in der Stadt noch die Kirche zum heiligen Geist und die St. Georgskirche am

Biehmarkt, dort, wo heute die Synagoge steht. An diesen Kirchengärten 12 Geistliche.

Unmittelbar hinter der Stadt, auf einem bedeutenden Hügel am Bache Rania, stand ein festes Schloß mit Mauern und Gräben. Wahrscheinlich residirte hier der schon erwähnte Burggraf. Heute kann man von dem Schlosse nur noch die Fundamente wahrnehmen. Die Ueberlieferung erzählt, daß aus dem eingerissenen Schlosse die Wirtschaftsgebäude in dem nahen Dorfe Dufin erbaut sind.

Im 15. Jahrhundert führten die Grundherren den Namen Gostinski. Im 16. Jahrhundert gab es unter den Handwerkern bereits Posamentirer und Goldschmiede.

Nach einem allerdings sagenhaften Bericht bestanden in Gostyn ehemals 300 Walkmühlen; noch heutigen Tages nennt man die Stadtgrundstücke Walkereien, Folgi.

Auch in Gostyn fand die Reformation Eingang. Rafael Lejczynski (derselbe, den wir schon bei Lissa kennen lernten) räumte als Vormund des Grundherrn die Pfarrkirche den böhmischen Brüdern ein; später wurde ihnen dieselbe aber wieder abgenommen. 1565 ward in Gostyn von den Lutheranern



Klosterkirche in Gostyn.

eine Kirchenversammlung abgehalten.

Die Kriege des 17. Jahrhunderts brachten der Stadt harte Verluste. Als Entschädigung dafür gab der König Johann Kasimir 1665 Gostyn das Recht, einen freien Jahrmarkt abzuhalten, auch ertheilte er der Schützenbrüderschaft einen Freibrief. Die Jahrmärkte zu Gostyn waren in späterer Zeit sehr berühmt, namentlich der Herbstmarkt. Einem Bericht zufolge waren gelegentlich dieses Marktes alle Hügel um die Stadt herum mit russischen Ochsen dicht besetzt. Eine Woche vor Beginn des Marktes sah man schon russische Ribitten und unzählige Viehheerden nach Gostyn ziehen.

Auf einem Hügel in der Nähe der heutigen Stadt stand seit alten Zeiten eine Kapelle. Viele Wunder wurden der Sage nach hier durch ein Marienbild verrichtet. Die Krücken des Besitzers Krzyzanowski aus Brodnica, der an Epilepsie litt und durch das Bild geheilt wurde, befinden sich heute noch in der Kirche des Klosters. Bald gab das Volk diesem Hügel den

Namen der „helle Berg“ „Jasna góra“, und es entstand hier ein sogenannter „Gnadenort“. Von diesem Gnadenort hat wahrscheinlich das Dorf und die spätere Stadt Gostyn den Namen; denn bei den Böhmen heißt bis heutigen Tages noch solch Gnadenort „Gostyn“. 1512 erbaute der Probst und Besitzer von Gostyn auf dem hellen Berge eine Kapelle. In derselben befanden sich bereits die drei „Gnadenbilder“, welche noch gegenwärtig in der Klosterkirche zu sehen sind. Das bedeutendste derselben ist das Marienbild des Hochaltars, es stellt die Mutter Gottes, auf dem linken Arm den Jesusknaben und in der rechten Hand eine Rose haltend, dar. Die Ausführung dieses Bildes, das der Ueberlieferung nach — und damit stimmt auch der Augenschein überein — auf Zedernholz gemalt ist, ist eine ziemlich künstlerische. Eine polnische Würdenträgerin, casztelanowa, aus Krakau, die aber eine Nichtkatholikin war, wollte der Sage nach dieses Bild einst zerstören, sie befehlt ihrer Dienerschaft, es zu zerhauen; doch die schärfste Art griff nicht an. Da warf man das Bild ins Feuer, doch auch das vermochte ihm nichts anzuhaben, endlich versenkte man es in einen Brunnen, worauf derselbe mit Erde und Steinen zugeschüttet wurde, aber ein Lichtschein, der in den Nächten stets über dieser Stelle schwebte, verrieth die Stätte, wo das Heiligenbild war, und als man nach Jahren nachgrub, da fand man es wohlbehalten in Holz und Farbe wieder.

Es war kein Wunder, daß sich die Zahl der Wallfahrer und Pilger nach diesem Wunderorte sehr mehrte. Bald erwies sich das Kirchlein als zu klein, eine neue Kirche und auch ein Pfarrhaus wurde erbaut. Nach einigen Jahren vermochten die angestellten Geistlichen in Folge der großen Zahl der Pilger die seelsorgerische Arbeit nicht mehr zu bewältigen. Der Bischof Tokbowski aus Posen wollte die „Reformbrüder“ nach Gostyn schicken, der Grundherr Andreas Gostinski jedoch verweigerte ihre Niederlassung. Auch die Bernhardiner, welche darauf nach Gostyn gebracht werden sollten, wies er zurück.

Als man erkannt hatte, daß Andreas Gostinski der Niederlassung eines Ordens auf dem heiligen Berge nicht wohlgesinnt war, legten sich andere Personen ins Mittel. Dem Adam Florian Konarzewski aus Konarzewo bei Rawitsch gelang es, den Grundherrn von Gostyn zur Entfugung der Patronatsrechte über die Kirche auf dem heiligen Berge zu bewegen. Bald darauf ließen sich die Philippiner in Gostyn nieder. Am 4. Oktober 1668 fand ihre feierliche Einführung in die Kirche auf dem heiligen Berge statt. Es waren ihrer anfänglich zehn; als Ordensältester wird Probst Stanislaus Grudowicz genannt.

Die Philippiner wurden durch kein Ordensgelübde zum lebenslänglichen Aufenthalt im Kloster gezwungen, vielmehr konnten sie jederzeit ausscheiden und Pfarreien übernehmen.

Am 8. September 1675 wurde der Grundstein zu dem heutigen Kloster gelegt. Sener Adam Konarzewski hatte selber die Zeichnung zu dem Bau angefertigt und die Bauerlaubnis bei dem Bischof zu Posen eingeholt. Der Konvent der Philippiner ward von ihm mit einem Legat von 18 000 polnischen Gulden bedacht. Nicht lange nach der Grundsteinlegung starb Konarzewski; seine Gemahlin verwarf den ursprünglichen Bauplan und wählte die Kirche S. Maria de la Salute in Venedig zum Muster des Klosterbaues.

1698 war der Bau des Klosters bis zum Dache fertig gestellt; 20 Jahre, bis 1718, ruhte nun der Bau, da das Getümmel des schwedisch-polnischen Krieges unsägliche Leiden über die Gegend brachte. 1703 bezog das Heer Stanislaus Leszczyński Winterquartiere in Reisen und das schwedische Heer in Rawitsch. Den umwohnenden Leuten, namentlich aber den Ordensbrüdern, wurden schwere Kontributionen an Geld und Naturalien auferlegt. Darauf kamen Russen in dieselbe Gegend und verlangten noch größere Opfer von den unglücklichen Bewohnern. Als das letzte Zugvieh und das letzte Saat Korn von den Kriegern weggeholt war, da wollte niemand mehr von Landwirthschaft etwas wissen. Nachdem die Schweden 1706 die Russen bei Fraustadt besiegt hatten, wurde das Kloster auf vier Wochen zu einem Gefängniß hergerichtet.

Das allgemeine Unglück wurde durch die Pest noch vergrößert. In Gostyn grassirte sie auf das schrecklichste. „Weil keine Menschen mehr zum Sterben da waren,“ — so heißt es in einer Chronik des Klosters — „mußte die Pest aufhören und der Tod ruhen.“ Die Ordensbrüder verließen ihre Wohnung und hielten sich in den Wäldern von Glosowek auf. Erst 1712 bezogen sie das Kloster wieder.

1718 wurde der Bau des Klosters wieder in Angriff genommen; die nöthigen Geldmittel spendete die Gräfin Theophila Leszczyńska, eine Schwiegertochter jenes schon erwähnten Adam Konarzewski. Mit vielen Handwerkern wurden Kontrakte abgeschlossen. Ein Kesselschmied aus Wissa fertigte die Thurmflügel an, welche 86 $\frac{3}{4}$ Pfund wiegt, und der Bildhauer Sügwitz aus Breslau stellte den marmornen Hochaltar her. Der damalige Besitzer von Gorzno (2 Meilen von Gostyn), Kochowski, stiftete einen Altar der mater dolorosa aus Dankbarkeit dafür, daß er an dem Gnadenbilde Heilung seiner gelähmten Hände gefunden hatte.

Ueberhaupt zogen die auf dem heiligen Berge bei Gostyn angeblich geschehenen Wunder die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise von neuem auf sich. Der Archiepiskopat zu Posen setzte 1726 eine Kommission ein, welche die auf dem heiligen Berge geschehenen Wunder untersuchen und etwa lebende Zeugen vernehmen und vereidigen sollte. Die Folge dieser Untersuchung war, daß der heilige Berg wiederum als Gnadenort erklärt wurde.

Am 8. April 1731 brannte das Kongregationsgebäude nieder; das war für den Orden ein schwerer Schlag, und wer weiß, wie lange das zerstörte Gebäude in Trümmern gelegen hätte, wenn nicht die Fürstin Theophila Wisniowiecka dem Orden mit 30 000 polnischen Goldgulden helfend beigeprungen wäre. Indessen waren die Baulichkeiten erst nach 17 Jahren wieder fertiggestellt. Die prächtige Orgel der Klosterkirche wurde 1766 von Johann Bernhard Zitner aus Glogau gebaut. Die Kuppel wurde mit Fresken aus der biblischen Geschichte bemalt und das Innere der Kirche mit Holzschnitzereien von dem Probste Praznowski ausgeschmückt.

Im Laufe der Zeit war Gostyn zu acht zahlreich besuchten Jahrmärkten gekommen, Juden wurden in der Stadt nicht geduldet.

Die Wogen des siebenjährigen Krieges, welche auch nach dem damaligen Polen hinüberschlügen, reichten auch bis Gostyn, und zwar ging es — wie wir gleich sehen werden — hier scharf her. Im September 1761 beschloß Friedrich II. ein Korps von etwa 10 000 Mann unter dem Generallieutenant von Platen nach Polen zu entsenden. Die Preußen sollten die im Rücken der Russen in Polen befindlichen Magazine zerstören, wodurch — so hoffte Friedrich — die russische Hauptarmee gezwungen werden würde, baldigst in ihre Winterquartiere abzumarschiren. Am 11. September brach Generallieutenant von Platen mit 14 Bataillonen und 26 Eskadrons aus dem Lager bei Bunzelwitz auf; über Breslau und Trachenberg marschirend, erreichte er am 13. bereits die polnische Grenze. Hier erfuhr Platen, daß sich in Kobylin ein größeres feindliches Magazin befände. Sofort sandte er zwei Grenadierbataillone und 400 Pferde unter dem Obersten v. Kleist dorthin; am 14. wurde das Kobyliner Magazin vernichtet und Kleist stieß gegen Abend bereits wieder zum Hauptkorps, das inzwischen über Rawitsch nach Kröben vorgerückt war. Von hier marschirte Platen nach Gostyn, um ein großes feindliches Magazin, das sich bei dieser Stadt unter starker Bedeckung aufhalten sollte, aufzuheben. Am 15. September kam das Korps bei Gostyn an; eine halbe Stunde vor der Stadt stieß die Vorhut auf feindliche Reiterei, etwa 600 Kosaken, Dragoner und Husaren. Nach kurzem Gefecht mußten die Russen weichen und die Preußen rückten weiter vor. Bald erblickte man auf dem sogenannten heiligen Berge das feindliche Magazin. Das Gros der Preußen rückte von Süden gegen das Kloster vor, während zwei Grenadierbataillone und Artillerie auf einem Hügel Aufstellung nahmen. General Platen glaubte, die Russen hätten das Kloster besetzt; deshalb ließ er drei Bataillone gegen dasselbe marschiren. Das Bataillon Göhren schlug die Thore des Klosters ein, fand aber zu nicht geringem Erstaunen keinen Feind darin. Gleichzeitig war auch das Hauptkorps gegen die Wagenburg vorgegangen. Dieselbe bestand aus mehreren Hundert Wagen, welche in drei Karrés, 50 Schritt von einander, die Deichseln nach vorn gerichtet, aufgestellt waren. Vertheidigt wurde die Wagenburg von 2500 Mann Infanterie (nach anderen 4000) 800 Kosaken, Husaren und Dragonern sowie auch von Artillerie. Die Infanterie stand hinter der ersten Wagenreihe. Ein Angriff der preussischen Kavallerie, unterstützt durch eine Kanonade warf zunächst die feindliche Kavallerie hinter die Wagenburg zurück in den Boguslawer Wald. Darauf ging die Infanterie mit klingendem Spiel im Sturm gegen die Wagenburg vor.

Der Feind eröffnete ein mörderisches Kartätschenfeuer, wodurch namentlich das preußische Bataillon Fink schwere Verluste erlitt. Dessenungeachtet drangen die Preußen mit gefälltem Bajonett vor, eroberten die erste Reihe der Wagenburg und stachen in der Erbitterung alles nieder, was ihnen in den Weg kam. In kurzer Zeit waren auch die beiden andern Quarrees erstürmt. Die Russen flohen zum Theil über Boguslawki nach Kriewen, zum Theil nach Gostyn zu. Letztere wurden aber von verfolgenden Dragonern in einer Schlucht eingeholt und fast sämmtlich niedergemetzelt.

Die Preußen besetzten die Wagenburg sofort, die vorgefundenen Effekten wurden den Soldaten preisgegeben. Die Wagen aber mußten einstweilen stehen bleiben, um die ganze Anlage im Falle eines Angriffs der Russen wieder in Verteidigungszustand setzen zu können. General von Platen lagerte sich mit seinem Korps in der Nähe des Klosters.

Von den Russen blieben 600 Mann und 12 Offiziere auf dem Kampfplatz, 114 Mann und 5 Offiziere wurden verwundet, 1800 Mann und 43 Offiziere, darunter der den ganzen Convoy kommandirende Brigadier Czerepow gefangen genommen. Die Preußen hatten an Offizieren einen Todten und drei Verwundete und von den Mannschaften 150 Todte und 163 Verwundete.

Durch dieses siegreiche Gefecht war den Preußen ein Magazin in die Hände gefallen, von welchem die ganze russische Armee auf Wochen hinaus hätte versorgt werden können. Außerdem erbeuteten die Sieger 5 Haubitzen und 2 Kanonen, einige Vorräthe an Munition und an baarem Gelde. Wenige Stunden nach dem Gefecht schon sandte General von Platen einen Theil seines Korps unter dem Generalmajor von Zieten mit den Gefangenen und dem ganzen Gepäck in der Richtung auf Czempin voraus. Darauf ward noch ein Magazin in Gostyn selbst vernichtet und am Abend die ganze Wagenburg verbrannt, worauf die Preußen von Gostyn nach Czempin abrückten.

Bis zum 9. April 1762 blieben preußische Verwundete im Kloster, wodurch denselben außer anderen Lasten auch angeblich eine Baar Ausgabe von 757 Thalern erwuchs. Das Kloster war vor ernstem Schaden bewahrt geblieben. Zum Dank für diese Rettung beschloß das Kapitel in einer Sitzung vom 29. September, fortan und für ewige Zeiten den Tag des Gefechts durch eine Gedächtnißfeier zu begehen. Die Gefänge der Mönche sind jetzt verstummt, aber noch erinnert ein lebendiges Zeichen an den hiesigen Kampf, der sich einst hier abgespielt hat: es ist dies eine Kanonenkugel mit der Inschrift: „15. Września 1761“, die über der kleinen Eingangstür zur Kirche eingemauert ist.

In der folgenden Zeit hatte das Kloster viel von den Russen zu leiden. Dieselben bezichtigten die Ordensbrüder „Mittwissenhaft“ mit den Preußen, plünderten die Ordensgüter Drzenczewo, Bodzewko und Blaszejewo und legten der Kongregation übermäßige Fouragelieferungen auf.

Nach einigen Friedensjahren brach neues Kriegsunglück über das Land herein. Die russischen Heere, welche die Konföderaten von Bar verfolgten, kamen bis nach Gostyn; der Klosterprobst Przymowski wurde wegen angeblichen Verraths in Kosten gefangen gesetzt.

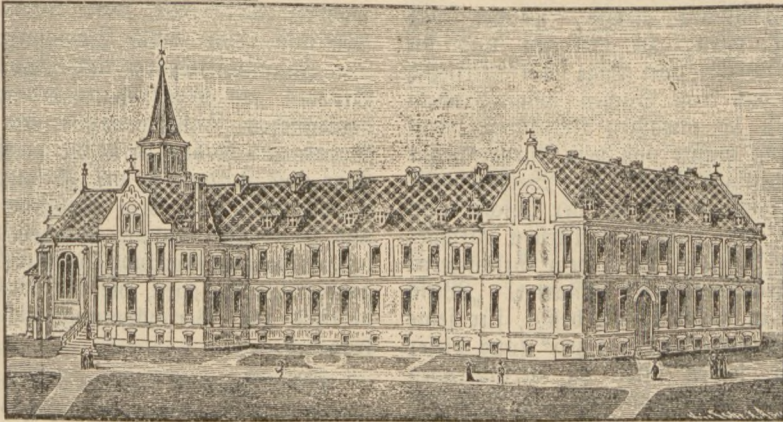
1794 trieben Insurgenten in der Gegend Gostyns ihr Wesen; dieselben standen unter Anführung eines Hauptmanns Garynski. Jede Woche erschienen Insurgenten im Kloster und verlangten große Naturallieferungen, dazu mußte die Kongregation noch eine Kontribution von 1118 Goldgulden zahlen. Zwei preußische Husaren, die ins Kloster kamen, wurden von Kantonistenwerbenden Insurgenten mitgenommen. Im September 1794 ließ General Manstein das Kloster umzingeln, da er glaubte, daß sich in demselben Insurgenten aufhielten. Wegen der im Kloster gefangen genommenen zwei Husaren wurde ein Prozeß gegen die Kongregation angestrengt, der zwei Jahre dauerte; die Kon-

gregation ward freigesprochen, mußte jedoch die Prozeßkosten, 157 Thaler und 2 gute Groschen, bezahlen.

Im Jahre 1806 nach der Schlacht bei Jena, als Napoleon auch das Großherzogthum Posen besetzte, mußten Stadt und Kloster Gostyn zu verschiedenen Malen Einquartierungen übernehmen. Hieronymus Napoleon bezog mit seinem Stabe eine Zeitlang im Kloster Quartier. Auch zur Zeit des Zuges Napoleons nach Rußland war in der Kongregation sehr viel Militair, „Sachsen, Franzosen, Italiener, Spanier, Baiern, Westfalen, Hessen, Illyrier,“ einquartiert.

Zu Ausgang des 18. Jahrhunderts hatte Gostyn 1321 Einwohner, wovon zwei Drittel Polen waren. Die Stadt, von einem Schutzgraben umgeben, besaß außer der katholischen Kirche drei öffentliche Gebäude und 214 Wohnhäuser. Unter den Gewerbetreibenden gab es 54 Branntweimbrenner und Weinhändler, 12 Brauer, 41 Leinweber, 40 Schuster, 16 Müller, 16 Fleischer, 10 Kürschner, 7 Tischler, 4 Tischler, 4 Böttcher, 4 Hufschmiede, 2 Glashändler und einen „Kaufmann“. Zu der Stadt gehörte auch das Dorf Brzezie. Die Kammereinnahme belief sich auf 2016 Thaler. Grundherren von Gostyn waren zu Anfang dieses Jahrhunderts die Wengierskis.

Die Wogen der polnischen Bewegung 1848 gingen in Gostyn sehr hoch. Die polnische Partei machte sich zum Herrn der Stadt; ein gewisser Radomski ward zum Kreiskommissar von Gostyn bestellt. Rekruten wurden ausgehoben, bewaffnet, Kriegsmaterial und Lebensmittel beschafft und nach Krons geschickt. Am 19. April rückte Major von Müller mit „einer Fahne“ Füsiliers des 19. Regiments und einem Geschwader Ulanen gegen Gostyn vor. Die preußische Vorhut wurde zurückgeschlagen. Jedoch gelang es Müller die Stadt zu erstürmen, 9 Aufständische wurden getödtet und über 60 gefangen genommen.



Krankenhaus in Sandberg.

Im Jahre 1868 feierten die Philippiner das zweihundertjährige Jubiläum ihrer Niederlassung in Gostyn. Doch nicht lange mehr sollte ihres Bleibens hier sein. Nach Inkrafttreten der Maigesetze wanderten sie nach Galizien aus und ließen sich in Tarnow nieder, wo sie ein neues Kongregationsgebäude errichtet haben. Das bedeutende Vermögen des Klosters wird anjetzt noch vom preußischen Fiskus verwaltet.

In kommerzieller Beziehung steht Gostyn noch heute in gutem Rufe. Die Stadt hat vier Jahrmärkte, von denen namentlich der Herbstjahrmarkt, welcher mehrere Tage währt, ein großes Handelspublikum nach Gostyn führt.

1816 zählte Gostyn 1214, nach anderen 1500 Einwohner, damals waren 49 Leinwebstühle im Gange. 1837 hatte die Stadt 2119, 1843: 2398, 1858: 2687, 1861: 2838, 1885: 3373 Einwohner, (darunter 2871 Katholiken, 249 Juden und 253 Protestanten) und 1895: 3835.

Die geringe Zahl der evangelischen Bewohner verursacht, daß das seit der neuen Kreistheilung auch zur Kreisstadt erhobene Gostyn nicht ein evangelisches Gotteshaus hat, vielmehr die Evangelischen nach dem nur 3 1/2 Kilometer entfernten Sandberg eingepfarrt sind. Diese Stadt, polnisch Piaski, wörtlich Piasecznagora, ist eine der jüngsten Städte unserer Provinz. Sie wurde von dem Besitzer Karl Leszczy von Pierzchno-Kosjutski auf der Feldmark des Dorfes Strzelce gegründet. Am 15. Januar 1773 stellte der polnische König für die neue Stadt den erforderlichen Freibrief aus, während der Erbherr und Stifter unter dem 6. Mai 1775 von seinem Schloß Smogorzewo aus die Stadtordnung für die neue Gründung erließ, „damit die gedachte etablierte Stadt im gehörigen Stande und bei ihren Vortheilen erhalten werde.“

Dieses Statut, „Ordination“, gewährt ein getreues Abbild der damaligen Verfassung abhängiger Städte. Kein Unbemittelter, so besagt genannte „Ordination“, soll zu dem Bürgerrecht zugelassen werden; „jeder, der in dieser Stadt, das Bürger-

recht zu erlangen wünscht, soll entweder ein Zeugniß seiner sittlichen Führung und seiner Herkunft beibringen oder einen Zeugen oder Bürgen von den schon ansässigen Bürgern seiner Obrigkeit vorstellen.“ Den Gewerbetreibenden wird gestattet, nach dem Muster anderer Immediatsstädte Innungen zu gründen. Ueber die Zusammensetzung des Stadtraths bestimmt das Statut: „Diese erste Obrigkeit soll aus einem Vogt und vier Beisitzern, die zweite als eine höhere Obrigkeit aus einem Bürgermeister und vier Stadträthen bestehen. Diese sollen, um sich immer mehr in ihre Amtsverwaltung, in Kenntniß der Gesetze zu üben und in der Ausübung der Gerechtigkeit sich immer mehr Gewandtheit und Übung zu verschaffen, lebenslänglich bei ihren Aemtern beibehalten werden, jedoch behalte ich mir und meinen Nachfolgern das Recht vor, im Falle einer von ihnen die Grenze seines Amtes überschreiten oder durch schlechtes Betragen ein böses Beispiel von sich geben sollte, einen solchen Angeschuldigten und gefeslich Ueberführten seines Amtes und seiner Vorrechte zu entsetzen.“ Die Mitglieder des Raths müssen mit „guter Beurtheilung begabte Männer“ sein und werden vom Grundherrn bestätigt. „Damit nun die Rathsmänner sowie die Beisitzer ihre Pflichten kennen, so wird hiermit für immer festgesetzt, daß den Vogts und den Beisitzern obliegt in allen Sachen mit Ueberlegung nach dem ihnen im Freibrief von Seiner königlichen Majestät verliehenen sächsischen Rechte, welches das Magdeburgische genannt wird, zu erkennen und die Sitzungen regelmäßig in der Woche zwei Tage am Mittwoch und Sonnabend, es sei denn, daß keine Sachen wären, abzuhalten.“ Das letzte Erkenntniß bei etwaigen Berufungen steht dem Erbherrn zu. Die Rechnung mußte von dem Bürgermeister und den zwei Kassirern „am heiligen Abend vor Weihnachten“ abgeschlossen und am Tage „nach dem Feste der unschuldigen Kindlein“ von zwei Beisitzern und sechs Oberältesten durchgesehen werden. Am Abend vor Neujahr wird dem Grundherrn alljährlich Bericht über das Rechnungswesen erstattet. „Wenn Jemand, der ein Erbeigenthum in dieser Stadt besitzt, für seine Person oder dessen Kinder sich anderweit ansetzen“ (aus dieser verziehen) will, „der soll von seinen etwa zu verkaufenden Grundstücken zehn Prozent an die Revenüen-Kasse des Erbherrn Hochgeboren abführen.“ Der Grundherr besitzt in der Stadt

„eine Probation sämtlicher Liköre“. Sandberg erhält auch das Recht, Bier zu brauen, dasselbe darf in „den Bierbrauerhäusern, deren 10 bestehen sollen, reihenweise geschenkt werden.“ Für jedes erste ganze oder halbe Gebräue Bier mußte an den Erbherrn eine Abgabe gezahlt werden.

Die Ansiedler waren Deutsche. Der Gründer schenkte jedem Ankömmling eine Baustelle und Bauholz, auch waren die Ansiedler in den ersten sechs Jahren von Steuern befreit. Der Grundherr gestattete den Lutherischen den Bau einer Kirche und brachte die Stadt zu acht Jahrmärkten. Namentlich stark war der Zuzug von Juden, die indessen wie auch anderwärts unter der alleinigen Gerichtsbarkeit des Erbherrn und seiner Nachfolger also nicht der Stadt standen.

Am 6. Juli 1782 genehmigte der neue Besitzer, Cölestin Sokolnicki, die Satzungen der Stadt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörte Sandberg einer Zatzewska, geborenen Mielecka; es befanden sich daselbst 59 Wohnhäuser, 5 Mühlen und eine lutherische Kirche. Von den 383 Bewohnern gehörten 117 der mosaischen Religion an. 21 Brauntweinbrenner, 17 Brauer, je 5 Müller, Schmiede, Schuster und Leinweber, 4 Fleischer, 3 Stellmacher, 1 Orgelbauer, 1 Maler und 13 andere Gewerbetreibende gab es in dem kleinen Ort. Die Kammereinkassensinnahme betrug 249 Thaler. 1816 zählte Sandberg 324 Einwohner, 1837: 528, 1845: 589, 1858: 579, 1861: 592, 1885: 810 und 1895: 1035 Einwohner.

In unmittelbarer Nähe Sandbergs haben die „barmherzigen Brüder“ ein Krankenhaus erbaut, das in jeder Beziehung den hygienischen Anforderungen der Gegenwart entspricht. Den Grund und Boden zu dieser menschenfreundlichen Anstalt schenkte Herr von Zoltowski auf Godurowo. Im Herbst 1895 ist das Krankenhaus von dem Erzbischof Dr. v. Stablewski eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden. 60 Kranken vermag das geräumige Gebäude Unterkunft zu gewähren. Umfangreiche, gärtnerische Anlagen, die erst im Entstehen begriffen sind, werden dereinst zur Verschönerung dieses Fleckchens Erde viel beitragen. —

Benutzt wurden: Pamiątka jubileuszu dwuchsetletniego zgrupowania X. X. Filipinów na górze św. Gostyńskięj. — Schwarz, die Provinz Posen als Schauplatz des 7jährigen Krieges. — Wuttke, Städtebuch.

Eine verkehrte Wahl.

Novelle von E. Glau.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war anfangs eine Choralmelodie. Allmählich klärten sich die Harmonien zu Beethovens's wundervoller Andante aus der C-moll.

Unter dem Spiel nahm sein Gesicht einen melancholischen sinnerden Ausdruck an. Den Blick gesenkt, ein wenig zurückgelehnt, handhabten die weißen Hände die Tasten mit souveräner Freiheit.

Ilse lehnte ihm gegenüber an den Flügel.

Der Pfarrer sah nur flüchtig nach ihr hin und spielte weiter. Sie stand regungslos. Als er geendet hatte, athmete sie, wie erwachend tief auf.

Keiner von den andern hatte das Spiel gewürdigt. Lante Sophie spendete zwar Beifall, aber sie war im Grunde des Herzens froh, daß der niederklappende Flügeldeckel die ersten langweiligen Klänge begrub.

Der Baron und Hans saßen am Schachbrett, und Joachim sah ihnen aufmerksam zu. Sie hatten alle drei kaum etwas gehört.

* * *

Der Sonnenball guckte nur noch mit einem Viertel hinter dem Thurm hervor. Auch Joachim war gegen seine Gewohnheit zeitiger gegangen. Ilse hatte es zwar bemerkt, ihn aber nicht angeredet, zu bleiben. Sie hatte keine Lust dazu gehabt. Unter dem Vorwande, sich noch ein wenig Bewegung zu machen, schritt sie langsam, in dem zerstreut abgemessenen Schritt, der unter dem Geschäft des Denkens länger und länger wird, um den großen Rasenplatz herum. Herr von Göß begleitete sie. Es gehörte zu seinen liebenwürdigen Eigenschaften, als Gesellschafter

ebenso anspruchslos wie taktvoll zu sein. Demnach ging er schweigend, als sei auch er überreich mit sich und seinem Nachdenken beschäftigt, in einer kleinen Entfernung neben Ilse her. Das Grün des Laubes, die klare Luft, aus der der Sonne Licht anfang, sich zurückziehen, zauberten einen feinen vergeistigten Farbenton auf Ilse's Gesicht; die Augen schienen größer und dunkler geworden. Die Tritte beider knirschten nachdrücklich und bedächtig auf dem kiesbestreuten Wege.

Plötzlich wandte sich Ilse mit einem raschen Augenaufschlag an ihren Begleiter, stand still und sagte:

„Was ich Sie fragen wollte, Hans — wie gefällt Ihnen eigentlich unser neuer Pfarrer?“

Hans hemmte gleichfalls sofort den Schritt.

„Ganz famos!“ versetzte er mit einem Anflug von urwüthiger Begeisterung, „er ist ein außerordentlich interessanter Mensch und hat mir ungeheuer imponirt!“

Ueber Ilse's Gesicht glitt mit dem Ausdruck voller Befriedigung ein Lächeln.

„So?“ sagte sie, „ist das wirklich Ernst und — Wahrheit, Hans?“

In ihrem Blick stand ein klein wenig Besorgniß geschrieben, der ritterliche Freund — übertreibe.

„Auf Ehrenwort!“

„Dann freue ich mich um Hellbachs willen!“ sagte Ilse, er hat denn doch an einer Stelle Verständniß gefunden! Hören Sie ihn doch ja recht bald auf der Kanzel! Wollen Sie?“

„Ich habe es mir bereits vorgenommen!“

„Das ist schön! Es soll mir ein Genuß sein, mich mit Ihnen über den Gegenstand auszusprechen, Hans!“

Einem plötzlichen Einfall folgend, ergriff sie einen Zweig von dem Rothdornbusch, beugte ihn zu sich herab, wählte mit besonderer Sorgfalt und knickte ein paar Stielchen ab, die sie behutsam zusammenthat und in unerklärter und unverstandener Gebelauue ihrem Begleiter ins Knopfloch steckte. Die rasche That hatte eine höchst seltsame Folge. Der gewandte Hans verbeugte sich links wie ein Schulknabe und küßte der Geberin fast verlegen die Hand.

Endlich wars still in Haus und Hof. Die Kinder in den Ställen klirrten mit den Ketten. Vereinzelt trug der Wind den Schall von Musik aus Mehlow herüber. Der Baron hatte sich auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen, um mit dem Inspektor über in Rede stehende Pachtverträge zu unterhandeln und Tante Sophie war seit dem Abendessen mit Korrespondenzen an ihre Freunde beschäftigt. Ilse war allein auf der Veranda. Im Dorfe tauchten schon Lichter auf; ein Schwarm Leuchtkäfer schien sich in einen Busch gesetzt zu haben. Lautlos schwebte eine köstliche Frühlingsnacht hernieder.

Und der Mond, der feinsüßliche Lauscher, schlich sacht um den Siebel und blickte fragernd in das blasse, schöne Gesicht, auf dem die lebhaften Eindrücke des Tages still geworden waren — in träumerisches Sinnen verkehrt. Mit offenen Augen träumend starrte sie unverwandt auf die lose Ranke der Waldrebe, die sich im Mondlicht badete und hin und her schaukelte.

Hellbach — wie anders war er als andere Männer! Sein Wesen hatte einen bestrickenden Reiz für sie, von ihm ging eine Kraft, der sie sich willig beugte! Er gab zu denken, wie ein Geheimniß, ein Räthsel! Und hinter der Stirn kreiste bald ein bestimmter Gedanke. In matten Umrissen lag die Landschaft vor ihr, und drüber ein Gewebe aus Duft und Silberglanz, das sie verschwimmend erscheinen ließ.

Die Waldrebe trieb noch immer ihr neckend Spiel mit dem Mondenlicht. Ilse hatte derweil ihr ganzes Leben ausgedacht! „Was würde Joachim sagen?“

Sie blickte über sich in die Höh'.

„Er würde sich ärgern; er würde staunen! ja er sollte auch staunen, daß Base Ilse einem Manne wie Pfarrer Hellbach begehrenswerth sei.“

Unwillkürlich glitten die Augen ins Zimmer hinein. Da hoben sich die breiten Bronzerahmen der hohen Gemälde von Vater und Mutter flimmernd ab, und die Gestalten sahen finster und zürnend auf sie herab, als wollten sie ihr die Familie und das Schloß ernst ins Gedächtniß rufen. Ueber dem Park hing düstert und feucht. In scharfen Linien hob sich der Thurm vom golddurchwebten Violett des Abendhimmels ab, als rief er ihr zu: Hier bin ich! Denke mein! Und über dem Kirchendach stand ein heller, funkelnder Stern.

Noch spät in der Nacht schrieb sie an Josephine: „Das stahlharte Ding von Feder schnürt die Gedanken wie in ehernen Panzer ein. Ach, daß ich schreiben muß! Ich wollte, ich könnte über Land und Meer, über die Dächer zu Dir fliegen, dürste meine Seele in Deine Seele tauchen und Du verstündest mich ohne Wort! Du strichest mit Deiner lieben, weichen Hand über meine heiße Stirn und wüßtest, was dahinter geschieht. Sieh mich an, Josephine, mit Deinen klaren, wachsamem Augen und ergründe mich! Du kennst es besser, als ich selber. Ich fühl's wie eine Offenbarung: Pfarrer Hellbach — —“

Ilse zuckte zusammen, sie starrte seinen Namen an. Der Name sah im Augenblick wie eine Warnung aus: weißt Du auch, was Du thust, wenn Du den Satz zu Ende schreibst? Sie legte die Feder aus der Hand und zerdrückte das Blatt.

Ein Vormittag voll Unruhe ging über Ilse hin. Sie hielt's im Hause am Nachmittage nicht aus. Sie rief Mentor und schlug aufs Gerathewohl den Wiesenweg ein, der zur Strandhütte der Hagemann's führte. Es war ein ärmlich Nest. Ein Bettler hatte den sadenscheinigen Mantel umgehängt und war bei der Wellen melancholischem Gesang eingeschlafen. Eine Mauer von granitnen Brocken friedete es sammt einem Stückchen Kartoffelland und ein paar Kirschbäumen, die wenig trugen, ein. Und plötzlich, kurz vor dem Ziel, hob Mentor den Kopf und stieß ein kurzes, schnauziges Gebell aus.

Es war ihm etwas nicht recht. Er stürzte durchs Gebüsch, welches die Hütte wie eine Schutzwehr bedeckte. Kinder schrien kläglich auf; eine männliche Stimme sprach auf sie ein. Ilse stand zögernd still. Was sie gewollt, was ein Zufall gegeben,

machte sie schwanken. Sie schritt indessen weiter; die innere Stimme verlangte es so.

Sie stand vor Hellbach fast verlegen; der Augenblick schien sie auf einem Unrecht zu ertappen. Der Pfarrer ließ rasch ein Kind von seinen Knien gleiten und reichte ihr die Hand. Nach Unbefangenheit ringend, bückte Ilse sich sogleich und strich dem Kleinen über den hübschen, blonden Lockenkopf. Auch mit den übrigen beschäftigte sie sich. Sie mußten ihr die Namen nennen, die braunen Hände reichen, mußten sogar Mentor streicheln, den sie am Halsband hielt. Aber was nicht von Herzen kommt, geht nicht zu Herzen und Kinder haben dafür ein überaus ausgeprägtes Feingefühl. Sie wichen schein zurück, drängten sich an einander, starrten die „gnädige Baronin“ wie eine Fee aus dem Märchen an, über deren Absicht sie sich nicht klar und schlüssig seien.

An den nächsten Stamm gelehnt, sah Hellbach der Szene zu, Wohlwollen, fast Zärtlichkeit stand in seinen Augen geschrieben, „Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen ist schöner Gottesdienst; es ist mir eine reine Freude, Sie hier zu sehen, Baronin“, begann der Pfarrer, dazwischen pausierend. Sie entfernten sich unwillkürlich von den Kindern und standen am Rande der Düne still.

Der Pfarrer sprach weiter leise und ausdrucksvoll; Ilse hörte — hörte halb träumend; sie antwortete — es jubelte etwas in ihr und als sie einander in die Augen sahen, lösten sich die Hände mit kräftigem Druck, erneuten ein heilig Versprechen.

Sie waren verlobt.

Ueber ihnen ward tiefblaue Dämmerung. Sie merkten es nicht. Goldene Sterne blinkten durchs Gezweig, als seien sie Früchte von Gold. Ein Nebelmeer wogte über dem Meere und fern am Horizonte zogen Kriegsschiffe vorbei; Raketen stiegen auf, als wollten sie den Himmel stürmen. Weit hin in Funken zerfliegend, verlöschend zerprangen sie.

* * *

Es war andern Tags in der Frühe. Der Baron kramte übelgelaunt und mit krauser Stirn in seinem Cylinderbureau, um eine Rechnung aus der Masse von beschriebenen Blättern, die er gerade brauchte, herauszufinden. Baron Eberhardt von Brüßow war eine gebietende Gestalt. Dem Gesicht war ein Zug von Entschlossenheit und Ueberlegenheit aufgeprägt; die Bewegungen waren vornehm gelassen.

„Nicht gehen — kommen lassen!“ — des Hauses stolzer Wahlspruch schien in ihm Fleisch und Blut geworden. Was ihn in seinem Arbeitszimmer umgab, bezeugte einfachen Sinn Anhänglichkeit am Alten. Ein Sopha mit verbrauchtem Lederbezug und niedergedrückten Kissen entsprach allein einiger Behaglichkeit. Im Uebrigen schienen nur Liebhabereien des Jägers und Landwirthes aufgespeichert zu sein. Hirschgeweihe an den Wänden, ein Schrank mit Gewehren aller Art und anderem Jagdgeräth, ein Bücherbrett, das nur Entsprechendes aufwies, Säcken mit Sämereien, Zeichnungen und Modelle von neuem Ackergeräth.

Noch hatte der Baron nicht gefunden, was er suchte, als Ilse bei ihm eintrat.

Sie hatte nicht erst geklopft; die Erregung war stärker als der gewohnte Respekt. Ein wenig blaß, gezwungen freundlich, blieb sie ein paar Momente auf der Schwelle stehen und sagte: „Hättest Du wohl etwas Zeit für mich, Papa?“

Der Baron blickte verwundert, mehr ungeduldig als geduldig von dem Berg von Rechnungen auf und erwiderte: „Wenn es durchaus sein muß? Was giebt's?“

„Bitte, setze Dich — hier — neben mich!“ fuhr Ilse fort; sie war unter den erstaunten Augen des Vaters einen Ton tiefer erblaßt.

„Hast Du mich lieb, Papa?“ brachte sie gezwungen, mit einem Augenaufschlag, der nicht nur ehrlich, sondern ein wenig keck sein sollte, hervor.

Sie hatten auf dem Sopha Platz genommen; der Baron war in aller Form verblüfft. Ilse versuchte zu lächeln; sie legte ihm beide Hände auf die Schultern, sah ihm beherzt in die Augen.

„Ich bin — verlobt, Papa, mit Pfarrer Hellbach“, sagte sie plötzlich fest. „Werner wird Dich noch diesen Vormittag um Deinen Segen bitten.“

Der Baron war zurückgewichen, als habe er einen Schlag empfangen. Ilse's Hände erstarrten an dem eisigen Blick, der sie traf; sie lösten sich — sanken herab; der Baron stand auf. Das Gesändniß hatte etwas Verwirrendes für ihn; es tödtete Hoffnungen, vernichtete Pläne; es griff ihm ans Herz. Er ging im Zimmer auf und ab, räumte auf dem Cylinderbureau, ohne zu ordnen, drehte den Schlüssel im Schloß herum ohne zu schließen. Zuletzt trat er ans Fenster. Die Schweigsamkeit hatte etwas Erdrückendes.

„Du hast Dich ohne mich in der bedeutungsvollsten Frage Deines Lebens entschieden“, begann der Baron endlich; seine Stimme klang heiser; er blickte geblendet durchs Fenster, — gut! die Sache ist als abgemacht zu betrachten, Dein Wort steht! Was willst Du eigentlich noch von mir?“

„Dir sagen, daß ich so unbeschreiblich glücklich bin!“

„Gott erhalte Dir Dein Glück, mein Kind! Jung, unerfahren und unfertig wirst Du's auf Deines Lebens beschwerlicher Reise brauchen können.“

Ilse zuckte zusammen. Ein düsterer, troziger Zug verzog den Mund; verletztes Selbstgefühl und Eigenwillen gruben eine kleine Falte auf die Stirn, als koste sie's harten Kampf zu hören und zu schweigen.

Der Baron ging wieder hin und her — blieb plötzlich vor dem lebensgroßen Brustbilde über dem Cylinderbureau, dem Bilde seiner verstorbenen Gattin stehen und sah es an — vor wehmüthiger Rückerinnerungen; als ihnen das Kind geboren wurde, war die Freude so unaussprechlich gewesen.

„Ich habe wirklich nicht geahnt, wie — lose der Zusammenhang zwischen Dir und den Deinen ist, hielt einen Ueberfall wie er geschehen, für ausgeschlossen“, begann er nach minutenlanger Pause mild gelassen, „wüßte auch nicht, was in der Sache noch zu verhandeln ist. Ich denke, wir sind zu Ende. Wie Du siehst, bin ich sehr beschäftigt.“

Eine leichte Bewegung des Kopfes deutete Ilse vollends an, sie möge gehen. Und Ilse ging folglich. Der kalten Unversöhnlichkeit des Vaters unterließ sie jeden Versuch, auszugleichen. Auf der Veranda stand sie allein. Sie drückte die glühende Stirn aufs kühle grüne Gerank, Thränen unennbaren Wehs hingen lange an den Wimpern, fielen wie siedende Tropfen auf ihre Hand.

Weshalb gönnte man ihr nicht, glücklich zu sein?

Und rundum lachte alles in hellstem Sonnenglanz. Wie funkelndes Geschmeide hing sich der Thau an Halm und Blatt. Auf goldenen Schwingen stieg der Tag sieghaft aus den Nebeln auf. Das Herrenhaus schien plötzlich leer und öde, in schleppendem Schritt zogen die Tage dahin.

Eine Unterredung zwischen dem Baron und Hellbach war diesseits feierlich und steif mit einem Anfluge von Kanzelton, jenseits dagegen kühl und formell abgelaufen. Tante Sophie wars, die zuerst eine peinliche Bedrückung abschüttelte und darauf drang, Joachim und Hans von Göz müßten eine Einladung erhalten.

Sinem so nahen Verwandten, einem so guten Freunde schuldete man das. Und der Baron schrieb an beide. Aber trotz alles guten Willens der Tante, trotz ihres perglaunen Seidenkleids, trotz Silberzeugs und künstlich gefalteter Servietten — eine schwere schwüle Luft lag über dem glänzend vorbereiteten Tisch.

Hans kam zu rechter Zeit. Der Baron sah wiederholt nach der Uhr; Joachim kam nicht. Der Baron benutzte einen passenden Moment, bevor man sich zu Tische setzte, in einer der Fensternischen mit Hans unter vier Augen zu sprechen.

„Was haben Sie zu unserer Verlobung — Hals über Kopf gesagt? hm — ein Achselzucken genügt. Ich merke, daß ich alt geworden bin, mein Freund, und für den raschen Schritt der Jugend nicht mehr tauglich. Die Zukunft steht bei Gott. — Haben Sie Nachricht von Joachim? Mich wundert —“ der Baron zog abermals die Uhr — „er wird doch zu erwarten sein?“ —

„Ich glaube kaum!“

Hans nahm statt näherer Erklärung einen Brief hervor und gab ihn entfaltet dem Baron. Dieser las, blickte aber plötzlich auf, als hätten die großen kräftigen Züge zu einem Räthsel sich vereint. „Er sucht einen Käufer für Bärwalde — sogleich?“ sagte er langsam, jedes Wort betont, als könne er nur langsam verstehen, was da geschrieben stand.

Dann starrte er hinaus in den Park, über dem der Tag zur Nacht verdämmerte und leichter Nebel wie dünner Trauerflor hing.

„Die beiden Kinder sind auf dieser Scholle geboren und erzogen; ich glaubte sie verwachsen mit ihrem Eigenthum, wie es sonst in der Familie war. Die Anhänglichkeit fürbt bei den Brüssows aus — ein abgenutztes Requisit — kommen Sie, mein junger Freund, die Flint klingelt zu Tisch; sie ist eine Tyrannin hier im Hause.“

Ilse war selbstsüchtig genug, Joachims Abwesenheit als eine Enttäuschung zu empfinden; gerade heute hatte er sie sehen gesollt; ein dämonischer Tropfen Blutes forderte ihn. Aber er kam darum nicht. Hans blieb der einzige Bewunderer ihrer Schönheit, die heute glückselig und holdselig weiblich von seltenem Liebreiz war.

Der verhängnißvolle goldene Ring an ihrer Hand war ihr Gegenstand einer unmerklichen Koketterie, die ihr vortrefflich stand. Alles an ihr war süß, liebenswerth. Hans verfiel allmählich in süßes Glühen. In dieser Stimmung war ihm Hellbach ein durchaus mißfälliger Punkt.

„Dieser steifleinene, ungemüthliche Mensch, der gar keinen Sinn und kein Verständniß für seine entzückende Braut besaß! Wo steckte ihm die Kraft, die diesen holden Trostkopf Ilse besiegte sie in ein hingebendes, gefügiges, gefammeltes Geschöpfchen umgewandelt hatte, das ihm die langweiligen Perioden von den Lippen las und mit der Miene der aufmerksamsten Schülerin hörte und zustimmte.“ Hans knirschte heimlich mit den Zähnen und ballte unter dem Tisch seine Faust.

Was halfs? Er durfte von dieser Stimmung nichts verathen. Im übrigen langweilte er sich. Das gelassene Insichversunkensein des Pfarrers, seine anstrengende Unterhaltung war ein Hohn auf ein Verlobungsfest. Der Baron blickte zu öfterem stumm ins Glas. Tante Sophie bemühte sich, ein Gähnen zu unterdrücken. Endlich wars so weit — man stand auf; man drückte sich die Hände und wünschte sich eine gesegnete Mahlzeit — man trennte sich — — die Paare zerstreuten sich im Park.

Die einzige, die im Zimmer zurückblieb, war Marianne Flint. Nur scheinbar mit Abräumen des Tisches beschäftigt, sah sie den Davongehenden nach, sah sie zu verschiedenen Seiten in den dunklen Gängen des Parks verschwinden und wieder auftauchen und wieder verschwinden. Sie seufzte. Erfüllte Wünsche sind wie die herabgefallenen Sterne; sie kommen erloschen auf Erden an.

„Du lieber Gott! wie ging das heute hier still — Schritt für Schritt — so ungemüthlich zu! Und das sollte eine Verlobung sein! Da kamen „sie“ nun schon zum zweiten Mal um das Mittelbett herum. Das arme Lamm! Wie blaß und ernst sah sie aus! — schmiegt sich an den langen Pastor wie ein Kind an seine Mutter. — Such einer an — der fängt heut schon an, ihr was vorzupredigen!“

Marianne Flint seufzte und schüttelte den Kopf, während sie sich nur soviel am Tisch zu schaffen machte, um nicht als neugierige Beobachterin aufzufallen.

Arm in Arm kamen Ilse und der Pfarrer daher — Ilse den Kopf ein wenig gesenkt, als trüge sie an ihrer neuen Würde; Hellbach zu ihr gebeugt, sprach auf sie ein. Stumm schritten sie an der Veranda vorbei. Der Ries knirschte unter ihren Füßen und drüber rauschte das Laub wie ein geheimnißvoller Orakelspruch. Marianne Flint hatte nichts gehört von dem, was sie besprachen. Aber viel erbauliches konnt's nicht sein: Das sah sie ihrer lieben gnädigen jungen Herrin an!

Wie anders hatte sie sich dormalen den Freudentag gedacht! Und wo jetzt der Pastor ging, da gehörte nur Einer hin: ihr lieber junger gnädiger Herr!

Der Alten traten die Thränen in die Augen. Sie dachte mit ganzer Lebhaftigkeit an Joachim und wie er immer so gut und freundlich gegen sie war. Da trappelte ein Pferd im Hof. Wer konnte das sein? Außer dem Baron hatte nur der Berwalter ein Pferd, und die waren beide zu Hans.

Marianne Flint hielt einen Moment die thränenfeuchten Augen auf die Thür gerichtet und wandte sie eben ab, als ihr Jemand leise auf die Schulter klopfte.

„Guten Abend, Marianne! — sind „sie“ im Park?“

Frau Flint blickte in Joachims Gesicht. Es war verstört; die hohen Stiefel waren mit Schlamm bespritzt.

So kam der junge Herr doch sonst nicht her! Er mußte den tollen Ritt gemacht haben über die Sumpfwiese, die zwischen Brüssow und Bärwalde lag.

„Soll ich die Herrschaft rufen?“ raste sie sich endlich von ihrem Erschrecken auf.

„Lassen Sie nur! Ich suche sie auf!“ Damit schritt er rasch die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Der geliehene Hochzeitsrock.

Humoreske von Graf Günther Rosenhagen.

(Nachdruck verboten.)

Zu meiner Schande sei es bekannt: als ich an meinem Hochzeitstag morgens erwachte, hatte ich einen mordsmäßigen Katzenjammer. Man wird es vielleicht unästhetisch und unbegreiflich finden, aber geschehene Dinge lassen sich leider nicht rückgängig machen, und so bleibt mein Jammer historisch bestehen, weingleich er schon lange verflogen ist.

Ein jedes Ding auf Erden hat bekanntlich auch seine Ursache so auch die Stimmung, in der ich mich an jenem Morgen befand. Als ich mich verlobt hatte, war mein erstes Wort, als ich auch beim besten Willen nicht mehr küssen konnte: „In spätestens vier Wochen wird geheirathet.“ Aber schon Fritz Reuter sagt: „Min Sohn, nimm Di nicks vör, denn geht Di nicks fehl.“ Hätte ich nach diesem weisen Rath gehandelt, so wäre mir viel Aerger und Verdruß erspart geblieben. Immer neue Hindernisse traten der Festsetzung des Hochzeitstages entgegen; Krankheit, Tod eines nahen Verwandten, Trauer und was es sonst noch Unangenehmes auf dieser Welt giebt. Endlich glaubten wir, heirathen zu können, da stellte es sich heraus, daß bei dem eingereichten Besuch um Ertheilung des Konsenses — ich war damals noch Offizier — ein Formfehler sich eingeschlichen habe. Das Besuch kam zurück — wieder vergingen Wochen und endlich wurde das erlösende Wort gesprochen: „Morgen wird geheirathet.“ Na, das mußte ja am Vorabend gefeiert werden und so kam denn, was nach dem alten Wort kommen mußte: „Auf Sonnenschein folgt Regen, auf Glück und Freud' — Jammer und Noth.“

Um 11 Uhr Morgens trat der Lohndiener zu mir ins Zimmer und meldete, der Wagen, der mich zum Standesamt fahren sollte, stände vor der Thür. Ich sprang aus den Rissen, goß alles Wasser, dessen ich habhaft werden konnte, über meine sterblichen Gliedmaßen, schlüpfte in die Uniform, die mein Bursche mir entgegenhielt, trank anstatt des Kaffees eine Flasche Pilsener Bier, saß fünf Minuten später in dem festlich geschmückten Wagen und eine halbe Stunde später war ich nicht mehr ich, sondern der Mann meiner Frau. Ich bitte dies richtig verstehen zu wollen und nicht in dem gewöhnlichen Sinn, als ob ich fortan die Absicht gehabt hätte, von dem Gelde meiner Frau zu leben und auf der ganzen weiten Welt sonst nichts zu thun. Um Gottes Willen nicht — aber das „Ich“ das ich früher gewesen, war gestorben, als ich zum letzten Mal die Thür meiner Junggefellenswohnung — sie kostete mit Morgenkaffee fünf und vierzig Mark monatlich — hinter mir zumachte. Alles was ich an Unsolidität, galanten Abenteuern und sonstigen Schlechtigkeiten auf dem Gewissen hatte, blieb hinter mir liegen und als alter ego, neu erstanden wie ein Phönix aus der Asche, ging ich aus meiner Klause heraus.

Der standesamtlichen Trauung folgte das übliche Frühstück. Um 2 Uhr erhoben sich die Damen, um für die kirchliche Feier Toilette zu machen, und ich blieb allein in dem mir zum Ankleiden überwiesenen Zimmer im Hause meiner Schwiegereltern zurück — ich war also streng genommen schon Stroh Wittwer, bevor ich ordentlich verheirathet war, denn ob die Frau verweist oder für den Mann unsichtbar ist, bleibt sich doch ganz gleich.

Um ein Viertel nach 2 Uhr hatte ich mir meinen Diener bestellt, der mir die neuen Uniformen bringen sollte. Mit militärischer Pünktlichkeit trat er in mein Zimmer.

„Anziehen,“ befahl ich, „hole die Sachen herein.“

Aber der gute Franz machte ein sehr trauriges Gesicht und sagte: „Herr Lieutenant, die Sachen sind immer noch nicht angekommen.“

Um das ganze Unglück dieser Botschaft zu begreifen, bedarf es einiger erläuternder Worte.

Ich hatte mir bei meinem Berliner Schneider für die kirchliche Trauung einen neuen Paradeanzug bestellt und, um ganz sicher zu sein, die Sachen rechtzeitig zu erhalten, sofortige Baarzahlung versprochen. Hoch erfreut über diese ihm märchenhaft klingende Nachricht — Militärschneider leben nur von dem, was

andere ihnen schulden — hatte er pünktliche Lieferung versprochen. Am Tage vor meiner Hochzeit war ich über das Ausbleiben der Uniform beunruhigt worden und hatte telegraphisch angefragt. „Sachen treffen rechtzeitig ein,“ lautete die Antwort. Das aber beruhigte mich nicht.

„Schon abgeschickt?“ fragte ich per Draht an.

„Nein, noch nicht,“ lautete der Bescheid.

„Warum nicht?“ erkundigte ich mich.

„Weil noch nicht fertig“, kam es telegraphisch zurück.

Wenn ich mich recht entsinne, wechselte ich an diesem Tag mit meinem Schneider sechsundzwanzig Silbetelegramme und ver- ausgabe dafür einen nicht unbeträchtlichen Theil des mir von meinem guten Dankel für die Hochzeitsreise gespendeten Mammons.

Das letzte Telegramm brachte mir den Bescheid, daß die Uniform Abends um 8 Uhr als Silgut von Berlin abgehen und am nächsten Morgen um 11 Uhr in meinen Händen sein würde.

Und nun war es gleich ein halb 3 Uhr und das Packet war noch nicht da. Was nun, wenn es überhaupt nicht kam? Für den Offizier ist ganz genau der Anzug vorgeschrieben, in dem er sich trauen lassen muß; hohe Stiefel, Waffenrock, Epaulettes, Schärpe und Helm. Alles hatte ich — nur keinen Waffenrock. Ich hatte alle meine Uniformen bereits als Frachtgut in meine neue Garnison, in die ich versetzt worden war, geschickt, nur einen Ueberrock für die standesamtliche Feier hatte ich zurückbehalten.

„Was nun?“ fragte ich Franz — der aber schüttelte nur sein Haupt, da war er wenigstens sicher, keine Dummheit zu sagen. —

Ich gebot Franz hier im Zimmer auf mich zu warten und stürzte dann zu der nahe gelegenen Post und dem ebenfalls nur eine kleine Viertelstunde entfernten Bahnhof. Dem mir persönlich bekannten Postdirektor und dem Stationsvorsteher — ich hatte fünf Jahre in der Geburtsstadt meiner Frau in Garnison gestanden — schilderte ich meine Noth. Theilnehmend hörten sie mir zu — aber ein Packet war für mich nicht da. Aber es konnte noch kommen — um drei Uhr fünfzehn Minuten kam der Schnellzug von Berlin, der würde sicher das Packet mitbringen, und ich sollte es dann sofort erhalten.

„Aber um halb vier Uhr muß ich ja schon in der Kirche sein!“ jammerte ich; doch es ließ sich nichts ändern. Ich bestellte am Bahnhof eine Droschke, die den Auftrag erhielt, den Bahnbeamten, der im Voraus bestimmt wurde, mir das Packet zu bringen, mit sechsfacher Geschwindigkeit gegen zwölffache Tage vor das Haus zu fahren. Sollte der Gaul unterwegs stürzen, so sollte der Beamte sofort aus dem Wagen springen und sich lieber auf seine, als auf des Pierdes Beine verlassen. Für den Fall, daß auch ihm ein Unglück zustieße, stellte ich ein Relais von Dienstleuten, die einander das Packet zuwerfen sollten, der letzte sollte es mir in die Stube bringen.

Nie wieder ist mir die Zeit so langsam vergangen, wie an diesem Nachmittage, da ich voll Ungeduld auf mein hochzeitlich Gewand wartete.

Um drei Uhr fünfzehn Minuten rauschten meine Frau und meine Schwiegermutter in mein Zimmer und waren auf das Höchste erstaunt, mich noch nicht angezogen zu finden, um drei Uhr zwanzig hatte ich ihnen den Sachverhalt erklärt, um drei Uhr fünf und zwanzig meldete der Diener, der Hochzeitswagen stände vor der Thür und um drei Uhr sieben und zwanzig stürzte der Bahnbeamte zu mir ins Zimmer mit der Meldung, es sei kein Packet für mich angekommen!

Ich drückte dem Boten dem versprochenen Lohn und das Geld für den Kutscher in die Hand und sank dann vernichtet auf einen Stuhl.

„Liebes Kind“, sprach ich zu meiner Frau, „die Götter wollen es nicht, daß ich Dich heirathe. Als Offizier muß ich nicht nur standesamlich, sondern auch kirchlich getraut sein, wenn die Ehe Gültigkeit haben soll — kirchlich trauen lassen kann ich mich aber nicht, weil ich keinen Rock habe, folglich — quod erat demonstrandum — kann ich Dich überhaupt nicht heirathen.“

Meine Frau brach in einen Thränenstrom aus und fiel ihrer Mutter um den Hals, die ihre strengste Miene aufsetzte!

„Mein lieber Herr Schwiegersohn — ich glaube, der Zeitpunkt ist zum Scherzen schlecht gewählt — der Wagen steht vor der Thür, der Pastor wartet in der Kirche, ich bitte, daß Sie uns begleiten.“ —

Verzweifelt rang ich die Hände: „Aber was soll ich denn nur machen? Ich wünsche nichts sehnlicher als zu heirathen — aber Ihr müßt doch selbst einsehen, daß ich nicht im Ueberrock gehen kann, erstens ist das gegen die Vorschrift und zweitens schießt sich das nicht, ebenso gut konnte Anna“ — so heißt meine Frau — „im Straßenkostüm in die Kirche gehen.“

„Könntest Du Dir nicht einen Waffenrock leihen?“ fragte klagend meine Frau, die eigentlich noch gar nicht meine Frau war, wenigstens nach militärischen Begriffen noch nicht.

„Hätte ich das Unglück kommen sehen — gewiß“, gab ich zurück, „aber bedenke, die Kameraden sind jetzt schon alle in der Kirche und warten auf uns.“

Meine Frau schluchzte erneut — meine Schwiegermutter verleugnete meine Bekanntschaft — die Uhr schlug dreiviertel vier und der Lohndiener kam um zu melden, daß es nun aber wirklich die höchste Zeit sei.

Er war ein Augenblick der höchsten Wonne und ich beklagte zum erstenmal in meiner Ehe, nicht mehr Junggeselle zu sein. Ein Entschluß mußte gefaßt werden, aber welcher? „Hilf, Samiel, hilf“, bat ich im Stillen.

Da hörte ich auf den Fliesen der Hausdiere Schritte und Säbelgerassel. Ich stürzte hinaus und vor mir stand mein Freund Razel in Waffenrock und Epaulettes. Mit einem Freudenschrei fiel ich ihm um den Hals: „Mensch, Knabe, Engel, wo kommst Du her?“

Verwundert sah er mich an: „Wo ich herkomme? Natürlich aus der Kirche, ich mußte doch dabei sein, wenn Du getraut wurdest.“

„Du bist ein Gemüthsmensch“, gab ich zurück, „also nur um das hochzeitliche Diner ist es Dir zu thun, denn, im Vertrauen gesagt, ich war noch gar nicht in der Kirche, ebenso wenig wie Du. Strafe aber muß sein und darum: herunter mit dem Rock.“

Razel sah mich an, als ob ich blödsinnig wäre, aber mit fliegenden Worten erklärte ich ihm die Situation, während ich ihn in ein Zimmer hineinzog.

„Aber der Rock ist Dir ja viel zu eng“, meinte er, während er die Knöpfe öffnete.

„Zu eng?“ versetzte ich, „Liebster, heut paßt mir jeder Rock. Die Verzweiflung schnürt mein Herz zusammen; wenn es sein muß, paßt mir heute das Kostüm eines neugeborenen Babys.“

Ich schlüpfte in den Rock hinein. „Er geht nicht zu“, klagte Razel, „die Knöpfe reißen“, aber er ging zu, und die Knöpfe rissen nicht.

„Nur nicht Luft holen“, bat Razel, „sonst geht der Rock in tausend Stücke.“

Ich band mir die Schärpe so eng um den Leib, daß das Luftholen mir zur vollsten Unmöglichkeit ward, vertraute Razel meinen Ueberrock an und ging in die Stube zurück, in der die beiden Damen saßen und weinten. Wenn mein Schneider für jede Thräne, die an meinem Hochzeitstage feinetwegen vergossen worden ist, auch nur eine Sekunde büßen soll, so reicht selbst ein ewiges Leben nicht aus, um seine Schuld zu sühnen.

Als meine kleine Frau mich im vorchriftsmäßigen Anzuge vor sich sah, war alles Leid und Ungemach im Augenblick vergessen. Mit einem Freudenschrei stürzte sie auf mich zu, sehnlich breitete sie die Arme nach mir aus: ich aber stand vor ihr still, mit den Händen an der Hosennaht, und wagte mich nicht zu rühren. Meine anscheinende Herzlosigkeit hätte beinahe

einen neuen Thränenstrom hervorgerufen, aber dazu war, Gott sei Dank, keine Zeit mehr. Ich ließ mir von meiner Frau und der ebenfalls wieder schnell versöhnten Schwiegermutter rasch einen Kuß geben, und wir traten dann auf die Straße, wo der Wagen unserer harnte. Die Jungens, die ja bei keiner Festlichkeit fehlen, brachen bei unserem Anblick in ein lautes Hurrah aus — galt es der Versöhnung, dem eleganten Hochzeitskleid meiner Frau oder meinem Rock? Ich weiß es nicht.

Im wahnsinnigsten Tempo jagten wir der Kirche zu, und schon nach wenigen Minuten hatten wir, Dank dem Einfall des Erbauers der Kirche, sie in der Nähe meines Schwiegerelterlichen Hauses zu errichten, unser Ziel erreicht. Abermals wurden wir mit einem Hurrah der lieben Straßenjugend begrüßt, dann stiegen wir aus, und während meine Schwiegermutter in die Kirche trat, gingen meine Frau und ich durch eine kleine Seitensporte in die Sakristei. Wir entschuldigeten uns bei dem uns eigebfreundeten Pastor ob unsern Zuspätkommens und schickten uns dann an, ihm in das Innere der Kirche zu folgen. Schon hatten wir einige Schritte zurückgelegt, als meine Frau beinahe über ihre lange Schleppe gestolpert wäre. Erschrocken breitete ich rasch die Arme aus, um sie vor einem Fall zu bewahren, da gab es einen Knacks, daß ich fast ohnmächtig wurde — die ganze Rückennaht meines Rockes war zerplatzt, und die einzelnen Bestandtheile meiner Kleidungsstücke standen klasterweit auseinander. . .

Daß ich in diesem Augenblick keinen Schlaganfall bekommen habe, ist mir heute noch ein Räthsel.

Bei dem donnerähnlichen Krach, mit dem Razels Rock auseinanderging, drehte sich der Pastor erschrocken um und fragte, ob ein Unglück geschehen sei. Mit wenigen Worten war ihm die Situation erklärt.

„Da ist guter Rath allerdings theuer“, meinte er, „so können Sie unmöglich in die Kirche, die voll von Neugierigen ist, hineingehen. Was machen wir nur?“

„Hast Du nicht Nähadel und Zwirn bei Dir?“ fragte ich meine Frau — die aber sah mich so vernichtend an, daß mir ganz bange ward.

Die Orgel begann zu spielen, der Küster hatte die Thür der Sakristei geöffnet, tausend und abertausend neugierige Blicke wandten sich uns zu — wie sollte das werden?

Ueber das gütige milde Gesicht des Pastors glitt ein leises Lächeln: „Ich weiß einen Ausweg, den einzigen, den es giebt, nach meiner Meinung. Wir bitten die Trauzeugen sich hierher bemühen zu wollen und nehmen die heilige Handlung hier vor.“

Stumm nickten wir Beifall. Der Küster wurde instruiert und entfernte sich. Die Orgel verstummte, die nächsten Angehörigen traten in die Sakristei, in der ich mich mit dem Rücken gegen die Wand gestellt hatte und in einfacher, schlichter, aber darum vielleicht desto feierlicherer Weise wurden wir getraut, während drinnen in der Kirche Tausende unserer harnten.

Dann ging's nach Hause, dem hochzeitlichen Mahl entgegen. Bevor wir uns aber zur Tafel setzten, hatte ich noch manchen Streit auszufechten, meine kleine Frau war böse, daß ich Niemandem Gelegenheit gegeben hätte, sie zu bewundern, aus demselben Grunde, natürlich im Interesse ihres Kindes, schmolte meine Frau Schwiegermutter. Die Gäste zürnten, daß sie so lange vergeblich in der eiskalten Kirche hätten warten müssen, und Razel tobte wie ein Wilder, als er seinen Rock sah, in dem er doch unmöglich an dem Diner theilnehmen konnte.

Es wäre ja aber kein Hochzeitstag gewesen, wenn sich nicht doch noch alles in Freude und Friede verwandelt hätte. Selbst meinem Schneider verzieh ich seine Saumseligkeit, als spät abends zwar nicht ein Paket, wohl aber ein sehr freundliches Glückwunschtelegramm von ihm einlief.

Gar manches Jahr ist seit dem Tage vergangen, an dem ich unter solchen Schwierigkeiten in den Stand der heiligen Ehe trat. Das Unglück, das uns abergläubige Tanten und Cousinen prophezeiten, ist nicht eingetroffen — ich bin der glücklichste Ehemann unter der Sonne. Daß ich es bin, verdanke ich zum Theil dem Umstand, daß ich meiner Frau nie widerspreche, wenn sie den Wunsch nach einem neuen Kleid äußert. Aus eigener Erfahrung weiß ich was es heißt, — wenn man nichts anzuziehen hat.